

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 23

Artikel: Nach der Burgruine Alt Wädenswil
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nach der Burgruine Alt Wädenswil.

In meine romantischen Jugenderinnerungen aus frühester Zeit leuchten die Ruinen des „Alt-schlosses“ hinein. So nannten wir die zerfallenen Mauern, die auf felsigem Grunde sich fanden, oben, hinter der Burghalde, wo die Gemeinden Richterswil und Wädenswil einander berühren. An heißen Sommermittagen zogen wir mit der Schule in den kühlen Schatten des Reidholzes. Aber der Wald ließ uns nicht Ruhe. Wir wollten uns tummeln und klettern. Da waren uns die Stummeln der alten Ritterburg willkommen. Mit den Überresten war's nicht mehr weit her. Um so lebendiger schaffte unsere Phantasie, und die Kunde von einem Schätze ging um, der in einem unbekanntem Verließe vergraben sein sollte.

Wir suchten umsonst. Gräser und Unterholz wucherten ringsum. Da und dort ragten ein paar Steine heraus. Alte Bäume hatten sich einen aussichtsreichen Platz erobert. Eidechsen guckten aus den Mauerschlitzern.

Dann verlor ich auf Jahre, ja auf Jahrzehnte die Burg aus den Augen. Ich kam in die Stadt und hielt mich seitdem mehr ans Sonnenufer.

Jüngst, an einem herrlichen Maisonntag, bin ich die alten Wege wieder gegangen. Aber, was

machte ich für eine Entdeckung? Die Mauern schienen neu aus dem Boden herausgewachsen zu sein. Ein bequemer Wiesentweg führte zu ihnen hin. Das Gelände war freigelegt, und man hatte Gelegenheit, sich ein Bild zu machen von der stattlichen Feste, wie sie einst zwischen dem See und dem Berg gethront haben mußte.

Das mußte man den frühesten Bewohnern dieser Behausung lassen: einen wundervollen und wohl auch strategisch bedeutsamen Platz hatten sie sich ausgesucht. Denn wer auf dem höchsten Punkte der alten Freiherrenburg steht, blickt nach dem See, der sich in einiger Entfernung prächtig zwischen die Ufer gebettet hat. Er schaut hinüber nach dem Pfannenstiel, hinauf ins St. Gallische und hinunter nach der Stadt. Und wendet er sich um, hat sich eine ganz andere Welt aufgetan. Aus der Höhe winkt der dunkel ernste Hang des Hohen Rhon, des „Höran“, wie wir als Buben sagten. Eine weite Hochebene dehnt sich hin mit kurzweiligen Ruhepunkten. Sachte geht's hinauf gegen Hütten und Schindellegi, in den Kanton Schwyz hinein und dem feierlichen Ehel zu. Man staunt und freut sich.

Und ganz in der Nähe, nur durch ein Wiesentälchen getrennt, begegnet das Auge einem Herrschaftssitz, der der Gegend wohl ansteht. Die bei-



Burgruine in Wädenswil.



Wädenswil. Burgruine von Norden.

den Häuser sind prächtig herausgeputzt. Man sieht ihnen gar nicht mehr an, daß sie noch vor Kurzem trübe Tage erlebt haben. So hat das landschaftliche Bild gewonnen.

Die Ruinen aber haben eine Auffrischung erfahren, die der Beachtung weitester Kreise würdig ist.

In der Beurteilung altertümlichen Gutes ist in den letzten Dezennien ein Wandel vor sich gegangen. Es gab Zeiten, da man ehrwürdige Zeugen vergangener Jahrhunderte verfallen ließ. Wind und Wetter waren sie preisgegeben, und die Verwitterung machte bedenkliche Fortschritte. Gestrüpp begann zu wuchern, Balken knickten ein, Dächer stürzten in sich zusammen. Wo gute Steine und Blöcke vorhanden waren, wurden sie zu neuen Bauten herangezogen, Ruinen wurden ein Steinbruch, und mit der alten Herrlichkeit ging's rasch zu Ende.

Ein solches Schicksal war auch dem Altshloß beschieden gewesen. Es wird erzählt, wie anno 1876, als man die Bahn von Wädenswil nach Einsiedeln baute, von den Mauern der Burg große Stücke weggesprengt und zum Bau von Brücken und Straßenübergängen verwendet wurden.

Ähnliches ist auch in dem sonst so kunst sinnigen Italien vorgekommen.

Dann, nach Jahren, entdeckte man auf einmal, was für ein Reiz in diesen sich selber verzehrenden Hallen und Toren und Türmen liegt, wie viel Reminiszenzen mit ihnen verbunden sind, was für einen Wert sie für den Forscher darstellen und wie sie der historischen und kunstgeschichtlichen Wissenschaft große Dienste leisten können. So fing man an zu retten, was zu retten war, und was der praktische Sinn unternehmungslustiger Bauherren in kurzen Wochen zerstört hatte, wurde mühsam in langen Zeitspannen, so gut es ging, wieder herangeholt. Manches und oft das Wertvollste, blieb für immer verloren.

So ist auch der fortlaufenden Zerstörung der Burgruine Alt-Wädenswil Einhalt geboten worden. Einsichtige Geschichts- und Heimatfreunde haben sich unter der Führung von Fritz Weber-Lehnert am Ende des letzten Jahrhunderts zusammengesetzt und Gelder gesammelt, um die Ruinen und einigen Umschwung anzukaufen; eine Stiftung wurde errichtet. Dann wurde die Ruine mit dem dazugehörigen Wald- und Wiesland der Gemeinde Wädenswil übergeben. Zu den freiwilligen Beiträgen kamen Gelder des Bundes, der Zürcher Regierung, der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, und neuerdings hat der Schweizerische Burgenverein kräftig mitgeholfen; neue Ausgrabungen wurden gemacht, verschüttete Par-

tien wurden bloßgelegt, und besonders gefährdete Stellen wurden gesichert, daß die Ruinen nicht gänzlich dem Zerfall ausgeliefert waren.

Sie sind ein köstlicher Schmuck der Landschaft geworden. Man muß heute vom Neugut aus nach dem romantischen Burghügel hinüberschauen, man muß das malerische Bild mit den Überresten der alten Freiherrenburg und des Johanniterhauses daneben ins Auge fassen und die Zeichnung der ganzen Burganlage daneben halten, wie sie die Chronik Edlibachs überliefert, und man gewinnt die Überzeugung, daß es sich um ein beträchtliches Bauwerk handelt, um eine Feste, die in der Vergangenheit eine Rolle spielte.

Was tut's, wenn man auch nicht bis ins Einzelne Gewißheit hat, wie sie einst ausgesehen. Köstlicher müßte es sein, vom Leben und den Generationen zu lesen, vom Schicksal, das sich einst in diesen Mauern erfüllt hat.

Die Geschichte wartet mit knappen Angaben auf. Die ersten Spuren führen uns nahezu tausend Jahre zurück. Wir hören vom reichen Besitztum der Freiherren von Wädenswil und davon, wie mancherlei Fehden und Händel dem alten Geschlechte zusetzten. Sie veranlaßten es, die stolze Besitztum dem Ritterorden der Johanniter zu verkaufen. Diese sollen ein mildes Regiment geübt haben, so daß das Volk unter ihrer Herrschaft gedieh.

Der Orden aber verarmte und brachte die Kosten zum Unterhalt eines solchen Schlosses nicht mehr auf. Auch scheinen die Untertanen ihm mit der Zeit manche Schwierigkeiten bereitet zu haben. Da verkauften es die Johanniter um die Mitte des 16. Jahrhunderts um 20 000 Gulden an den Stand Zürich, zum großen Leidwesen und Unwillen der Schwyzer Regierung, die im Stillen auch ein Auge gehabt haben mochte auf die stattliche Feste. Sie verlangte, der Handel müsse rückgängig gemacht werden. Ein Streitfall war geschaffen. Die eidgenössischen Orte legten sich ins Mittel. Zu Baden wurde ein Vergleich geschlossen, nach dem Zürich die Burg behalten durfte; aber im Verlauf der nächsten drei Jahre sollte sie geschleift werden, daß sie niemanden mehr beherbergen konnte. Dafür wurde den Zürchern gestattet, in Wädenswil einen Landvogtsitz zu errichten, der Schutz bot gegen Überfälle der Bauern und Gefängnisse enthielt.

Dieser neue Bau ist während des Bockenkrieges ein Raub der Flammen geworden (März 1804). Seine Spuren sind ausgewischt, aber noch immer zeugen die alten Ruinen der Burg auf dem harten Fels vom Orden der Johanniter, der in der Zeit der Kreuzzüge in Jerusalem zum Wohl und zur Rettung der Pilger, die die heiligen Stätten Palästinas besuchten, gegründet worden war.

Ernst Eschmann.

Nachtfahrer.

Auf der Matte vor dem Städtchen
Gellen Pfeifen, schrillen Geigen,
Und die Burschen und die Mädchen
Reigen unter Lindenzweigen.
In den kühlen Mondensflimmer
Funkelt heißer Augenschimmer
Und es schleift die Abendluft
Lüstern durch den Lindenduft.

Am Gehäng der Rieferhalde
Quillt's und brodel't wie vom Rauche,
Wimmelnd wall't's herab vom Walde
Aus dem blauen Fernehauche.
Dämmert heller, und ein langer
Zug begeht den lichten Anger:
Klar und lieblich ist zu sehn
Alles im Vorübergehn.

Harnisch, Halsberg, Sturmhelmstürze
Gleisen, drauf das Mondlicht zittert,
Achsel, Arm und Schenkelschürze
Sind vom Sternschein übersflittert.
Dolch und Langschwert klirrt zur Seiten,
Und im Rittercharste schreiten
Schöne Frauen unterm Kranz
In brokatner Mäntel Glanz.

Landsknechtbanden blank gerüstet
Kommen hochgespreizt gegangen,
Und im Spitzenkragen brüstet
Sich die Maid mit drallen Wangen.
Würdig nahn Perückenköpfe,
Puderhäupter schlenkern Jöpfe:
Also schwebt und flieht der Zug
Sacht wie Traumgedankenflug.

Alle hat verfrühtes Ende
Aus der grünen Welt getrieben,
Und durch ihre Grabeswände
Pulst noch Becherklang und Lieben.
Die verblühten Rosenauen
Ihrer Freuden noch zu schauen,
Fahren sie durch helle Nacht,
Wenn die Lust der Enkel lacht.

Adolf Frey.